

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 18.04.2010 um 10 Uhr
Misericordias Domini

„Christus, der Hirte und Bischof unserer Seelen“

Predigttext: 1. Petrus 2, 21-25

Hauptpastor Christoph Störmer

21 Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild hinterlassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußspuren;
22 er, der keine Sünde getan hat und in dessen Mund sich kein Betrug fand;
23 der nicht widerschmähte, als er geschmäht wurde, nicht drohte, als er litt, er stellte es aber dem anheim, der gerecht richtet;
24 der unsre Sünde selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seid ihr heil geworden.
25 Denn ihr wart wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

Liebe Gemeinde,

dieser Sonntag trägt den lateinischen Namen Misericordias Domini und leitet sich ab von dem Introitus-Vers des Wortes aus Psalm 33 (5b), worin es heißt: „Die Erde ist voll der Güte des HERRN.“ Güte – das lateinische Wort Misericordias gibt dem Wort Güte noch mehr Gehalt, man versteht es fast auch ohne Latein-Kenntnisse: Die Misere, das Elend, das durchs Herz geht, also Mitgefühl auslöst – cordiality – das englische Wort kennen viele. Güte ist also die Herzenskraft, die es gut meint, die mitfühlt mit dem, der in Not ist.

Jedoch: Die Erde ist voller Gotterbarmen?

Können wir das heute so einfach sagen?

An diesem Wochenende erfahren wir gerade, wie fragil, wie zerbrechlich unsere Erde ist. Vom Weltraum aus betrachtet wirkt sie wie ein zerbrechliches kleines Gebilde, eine ganz dünne Haut nur schützt uns vor den Bedrohungen aus dem All, seien es die Sonnenstrahlen oder Meteoriten. Und auch aus dem Inneren der Erde droht Gefahr für alles Leben auf unserem Planeten.

Die Erde – voller Güte? Sie ist doch auch voller Gefahren!

Einerseits stimmt, was man auf der ersten Seite der Bibel lesen kann: Die Erde ist eine Gebälerin, sie bringt hervor all das, was wir zum Leben brauchen, allerlei Gras und Kraut und fruchtbare Bäume (Schöpfungsbericht 1. Mose 1). An dieser Güte, an diesem Gratisgeschenk des Lebens freuen wir uns besonders jetzt im Frühling, wenn alles zu blühen beginnt.

Doch die Erde als lebendiges Wesen ist bisweilen auch unheimlich und unberechenbar. Der Boden, auf dem wir stehen, kann sich auftun. Tektonische

Verschiebungen ganzer Kontinente bringen die Erde zum Bersten und Explodieren. Welch schaurig-schönes Schauspiel diesmal vom Eyjafjalla. Gottlob, der jetzige Vulkanausbruch hat Menschen bislang nicht umgebracht. Doch wir merken schlagartig, wie verletzlich wir sind. Mit all unserer Technik – plötzlich ausgebremst.

Diesmal kann man das – als Nichtreisender und Fliegender - fast als Gottesgeschenk erleben: 28000 Starts und Landungen, die es allein in Deutschland täglich gibt, sind ausgefallen. Am gestrigen Sabbat – was auf Deutsch „Aufhören, zur Ruhe kommen“ heißt – konnte demnach also eine Millionenstadt wie Hamburg nicht abheben, sondern musste auf dem Boden bleiben.

Viele Millionen Menschen, die in Flughafennähe wohnen, atmen auf – ein Geschenk des Himmels, kein Fluglärm, keine Kondensstreifen am Himmel. Ein Sabbat, der aus dem Vulkan kam. Das hat es noch nie gegeben, dass ein Naturereignis uns derartig auf den Teppich holt und – zumindest was den Luftraum ganz da oben betrifft - Ruhe verordnet.

Ein heiß gelaufener Planet zieht die Notbremse, fährt runter, kühlt sich und die vielen um den Globus rasenden Bewohner runter.

Ein Wink des Himmels? Ein Gottesgeschenk? Ein vielleicht schöner Gedanke. Aber damit bewege ich mich natürlich in einer gefährlichen Spur. Vulkanausbrüche und andere eruptive, gewalttätige Naturereignisse wurden quer durch die Menschheitsgeschichte immer wieder als Gottesurteile interpretiert – bis in jüngste Zeit. Es gab – aus meiner Sicht hochmütige und anmaßende – Kirchenmenschen, die etwa das Erdbeben in Haiti als Gottesstrafe gepredigt haben.

Diese vertrackte Spur ist ja in der Bibel gelegt, gleich am Beginn des jüdischen Glaubens in der Exodustradition des 2. Mosebuchs. . Moses verlässt den Einflussbereich des ägyptischen Sonnengottes und folgt einem Vulkangott, der seinem Volk auf der Wanderschaft aus der Knechtschaft in die Freiheit am Tag als Rauch- und des Nachts als Feuersäule erscheint und vorangeht. Später grummelt der Berg der 10 Gebote beängstigend. An der Wiege unserer jüdisch-christlichen Religion steht damit nicht nur ein befreiender, sondern auch ein Angst machender Gott. Und immer wieder wurde diese Angst benutzt und damit Macht ausgeübt und Missbrauch getrieben. Bis heute.

Und das trotz der Lektion, die einem Propheten zuteil wurde:

Ich erinnere an Elia, der gegenüber den Vertretern einer anderen Religion mit einem Gott punktet, der Feuer vom Himmel fallen lässt. In seinem Siegesrausch tötet er daraufhin 450 Baals-Priester. Später macht dieser zornige und einsame Gotteskrieger Elia eine bemerkenswerte Erfahrung. Auf dem Berg Horeb, dem Gottesberg, dem Mosesberg, wird er Zeuge einer dreifachen Naturgewalt: Erst ein Sturm, der Felsen zerreißt, dann ein Erdbeben, schließlich ein gewaltiges Feuer. Doch jedes Mal heißt es: Gott war nicht darin, weder im Sturm, noch im Erdbeben, noch im Feuer. Und dann passiert etwas Besonderes: Es kommt ein „stilles sanftes Sausen“ (1. Könige 19) – Martin Buber übersetzt: „die Stimme eines schwebenden Schweigens“. Daraufhin – so heißt es - verhüllt Elia sein Angesicht. Will sagen: hier ergreift ihn etwas, hier wird er bekehrt, hier macht er - wie wir heute sagen würden – eine tiefe spirituelle Erfahrung. Gott äußert sich ganz anders, als er bisher glaubte, leise, eben „in der Stimme eines schwebenden Schweigens.“

Diese Szene am Berg Horeb ist für mich ein Herzstück unseres Glaubens. Ein Herzstück, das eine entscheidende Wende der Gotteswahrnehmung markiert. Gott löst sich aus den Bildern der Feuersäule. Auch wenn es gewählte oder selbst ernannte Gottesvertreter auf Erden immer wieder tun: Nicht Gott rastet aus in seinem Zorn, er instrumentalisiert die Natur nicht, er greift nicht zur Gewalt als Demonstrations-, Bekehrungs- oder Erziehungsmittel. Das tun Menschen.

Damit bin ich wieder beim Thema dieses Sonntags:

Misericordias Domini – die Erde ist voll der Güte des Herrn, voll herzlichen Mitgefühls.

Doch kann „die Stimme eines verschwebenden Schweigens“, diese stille, kaum merkliche Gegenwart, das göttliche Mitfühlen nachhaltig vermitteln?

Hier setzt unser heutiger Predigttext ein, in dem es um die „Fußtapfen“ bzw. „Fußspuren“ Gottes geht. Nach christlicher Überzeugung ist das mit den Fußspuren durchaus wörtlich gemeint. Gott hat sich selber ausgesetzt dem menschlichen Leben. In der Gestalt des Mannes aus Nazareth.

„Er lehrte uns die Bedeutung und Würde
des einfachen unansehnlichen Lebens
unten am Boden
Unter den armen Leuten
säte er ein
seine unbezwingbare Hoffnung

Er kam nicht zu richten sondern aufzurichten
woran ein Mensch nur immer leiden mag
er kam ihn zu heilen

Wo er war
begannen Menschen freier zu atmen
Blinden gingen die Augen auf
Gedemütigte wagten es zum Himmel aufzuschauen
und Gott
ihren Vater zu nennen
sie wurden wieder Kinder
neugeboren
er rief sie alle ins Leben

Er stand dafür ein
dass keiner umsonst gelebt
keiner vergebens gerufen hat
dass keiner verschwindet namenlos
im Nirgends und Nie
dass der letzte noch
heimkehren kann als Sohn

Er wurde eine gute Nachricht
im ganzen Land ein Gebet
ein Weg den man gehen

ein Licht
das man im Händen halten kann
gegen das Dunkel

Ein Mensch wie Brot
das wie Hoffnung schmeckt
bitter und süß

Ein Wort das sich verschenkt
das sich dahingibt wehrlos
in den tausendstimmigen Tod
an dem wir alle sterben

Ein Wort
dem kein Tod gewachsen ist
das aufersteht und ins Leben ruft
unwiderstehlich
wahrhaftig dieser war Gottes Sohn.“

Diese Worte Lothar Zenettis klingen in meinen Ohren wie eine zeitgenössische Paraphrase unseres Predigttextes.

Auf die Spur dieses Gottes sollen wir uns machen, ihn uns zum Vorbild nehmen, seinen Fußtapfen folgen. So beginnt ja unser Text: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild hinterlassen, so dass wir seinen Fußspuren nachfolgen können.

Es ist nicht leicht, diesem Vorbild zu folgen.

Wer kann das schon, sich dem Reflex zu versagen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wer kann das schon, Schmähung nicht mit Schmähung zu beantworten. Wer kann das schon, Verletzung nicht mit Vergeltung zu quittieren.

Doch er hat es offensichtlich gekonnt – er hat seinen Kopf hingehalten, er hat den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt durchbrochen. Er hat eine Spur gelegt, der wir folgen sollen.

Unsere Erfahrung dabei ist zwar immer wieder: Das schaffen wir nicht. Wir fallen zurück. Verlieren die Spur. Verlieren das Gespür für den Nächsten. Lassen es vermissen an Misericordias.

Doch gottlob werden wir nicht daran gemessen, ob wir es zu Gutmenschen gebracht haben, ob wir eingeforderte Leistungen vorweisen können.

Maßstab ist eher, ob ich eingestehen kann, dass ich nicht Kraft meiner eigenen Tüchtigkeit bin, was ich bin. Sondern dass ich lebe aus diesem „Für mich“, auch aus dem „Für mich gelitten“.

Wir könnten nicht leben ohne dieses „Für uns“, ohne die Güte des Lebens, also das nicht selber Gemachte, sondern das Geschenkte, das uns immer eine Handbreit voraus ist.

Leben in absoluter Unabhängigkeit funktioniert nicht. Weil ich schon meine bloße Existenz nicht mir selbst verdanke. Weil ich ständig in jemandes Schuld stehe. Weil schon lange vor mir andere – unter Einsatz ihres Lebens – für etwas gekämpft

haben, was ich so scheinbar selbstverständlich genieße: Freiheit, Frieden, Lebensbedingungen, die ich schon vorgefunden habe.

Selbst wenn jemand gerade durch das finstere Tal geht: Er oder sie darf wissen, da ist eine Spur, dieser Weg durch die „Todschattenschlucht“ (Martin Buber) ist kein dead end, kein totes Ende, keine Sackgasse. Denn, da ist mir voraus dieser geheimnisvolle Gott, der nicht länger ein Donner- oder Feuergott ist, sondern ein Gott, der sich uns Menschen anverwandelt, der eine begehbare Spur hinterlassen hat, ein Hirte, nein, auch kein Hirte mehr, sondern ein Gastgeber, der mir den Tisch deckt im Angesicht meiner Ängste und mir voll einschenkt. (Psalm 23), wie wir vorhin gebetet haben.

Kraft solcher Erfahrung des für mich gedeckten Tisches dürfen und können und sollen wir „der Gerechtigkeit leben“.

Was heißen kann:

Für andere einzustehen. Bereit zu werden, zu teilen und, wenn es sein muss, auch Opfer zu bringen.

Als Vorbild, als Leitbild hilft dabei Christus, „der Hirte und Bischof unserer Seelen“, wie Luther übersetzt. Fridolin Stier übersetzt aus dem Griechischen wörtlicher und verständlicher: der unser Leben hütet und darauf sieht. Denn aus dem episkopon, dem, der sieht, auf etwas drauf sieht und achtet, ist erst später das Episkopat, das Bischofsamt geworden. Skopos – das ist ein erhöhter Punkt, von dem aus man sieht und das Ziel nicht aus dem Blick verliert. Zeitgemäß könnte man den episkopon vielleicht mit Couch oder Supervisor übersetzen.

Das ist die tröstliche Schlusspointe:

Aus dem Gott, der schon in alttestamentlicher Zeit eine sanfte Spur gelegt hat, die in der Natur noch heute hier und da erfahrbar ist als „die Stimme eines verschwebenden Schweigens“, aus dieser stillen Anwesenheit Gottes ist neutestamentlich geworden der Christus, der mich hütet, dessen Hut, dessen Obhut ich mich anvertrauen kann, und der Christus, der mich sieht und darauf achtet, dass ich das Ziel nicht verfehle.

Amen.